

Eine Italienreise zur Kriegszeit [Schluss]

Autor(en): **Leupin, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 17

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Dampföffelbagger im Culebra-Einschnitt, im Begriffe eine Rutschung wegzuräumen und provisorisch abzulagern zur Bedienung den tiefer stehenden, den Materialförderzug ladenden Dampföffelbaggers. Oktober 1912.

die charakteristischen amerikanischen Löffelbagger (siehe obenstehende Abbildung) — Hunderte solcher waren da an der Arbeit — in die Tiefe und auf Förderwagen gebracht, die es dann an die Aufschüttungsstellen führten. Während der Trockenbauperiode, also bis zu dem Momente, da das Wasser des gestauten Gatunsees in den Einschnitt eingelassen werden konnte, geschahen 22 größere Rutschungen im Culebra-Einschnitt, die einen Mehraushub von zirka 20 Millionen Kubikmetern erforderten. Die Tiefe des Einschnittes unter der ursprünglichen Wasserscheide beträgt zirka 150 Meter. Die Breite der Kanalsohle beträgt durchschnittlich 91,5 Meter. Der ganze Einschnitt hat eine Länge von 11½ Kilometern. Seine obersten Böschungsränder an den gefährlichsten Rutschstellen sind zirka 550 Meter von einander entfernt. Diese Zahlen geben einen ungefähren Begriff von der ungeheuren Arbeit, die hier geleistet wurde.

Als man im Culebra-Einschnitt während der Arbeit ausgedehntere Einlagerungen von Pyrit (Schwefelkies) anschnitt, welches Mineral an feuchter Luft oxidiert unter Dampf- und Gasentwicklung, glaubte man im ersten Augen-

blick auf einen verschütteten Vulkan gestoßen zu sein, was dann allerdings dem Unternehmen ein rasches Ende gesetzt hätte. Durch rasches Unterwasserlegen wurde dann der „Vulkan“ und die Legende davon, die in europäischen Zeitungen schon schadenfroh zirkuliert hatte, vernichtet.

D. Hilfs- und Nebenanlagen.

Das Kanalwerk machte natürlich eine ganze Reihe von Hilfs- und Nebenanlagen nötig, die hier namenshalber nur kurz erwähnt werden können. Durch die Ueberstauung des Gatunsees war der Umbau der Panama-Eisenbahn auf eine große Strecke notwendig geworden. Zahlreiche Entwässerungskanäle, zum Teil mitten durch Urwald führend, mußten erstellt werden. Für die Unterbringung des Arbeiter- und Beamtenheeres und für dessen Versorgung wurden unzählige Bauten errichtet, die der von der Tropen-Hygiene geforderten Bauweise entsprechen mußten. Sämtliche Wohnhäuser und Spitäler sind mit Drahtschußgeflechten versehen zur Abwehr der Moskitos.

Zum Schutze der Kanalenden und der Hafenanlagen vor der Versandung durch die Meeresströmung und die Stürme wurden riesige Wellenbrecher erstellt. Das sind Dämme, die in das Meer hinausreichen. Der „westliche Wellenbrecher“ vor der Limon Bai erstreckt sich 3,5 Kilometer weit in das Caraibische Meer hinaus. (Siehe Kartenskizze in Nr. 16.) Der andere, über 5 Kilometer lange „östliche Wellenbrecher“ verbindet die äußerste Landspitze am Kanalende bei der Stadt Panama, die durch eine umfangreiche Landanlage aus Culebra-Ausbruchmaterial vergrößert ist, mit der gegenüberliegenden Insel Naos.

Ein Wasserwerk unterhalb des Ueberlaufes des Gatunsees liefert die elektrische Kraft zum Betrieb der Schleusen, der Werkstätten und zur Beleuchtung des Kanals und seiner Anlagen. Längs des ganzen Kanals sind sogenannte Richtungsfeuer aufgestellt; das sind Leuchttürme, deren Lichter den Schiffen die genaue Fahrtrichtung angeben.

Endlich ist der Kanal mit stark ausgebauten Forts befestigt.

(Schluß folgt.)

Eine Italienreise zur Kriegszeit.

Von A. Leupin. — (Schluß.)

Gegen Mittag begab ich mich am Karfreitag zum Dom. Der heilige Karren stand schon da, von wenigen Neugierigen umkreist. Im mystischen Halbdunkel des mächtigen Domes saßen auf langen Bankreihen links und rechts der Flugbahn der Kolombina Männer, Frauen und Kinder aus dem italienischen Dorfe, olivfarbig wie die Landschaft, die sie geboren, die Haare schwarz wie die Zypressen, die an ihrer Wiege gestanden. Ihre dunkeln Augen, müde des langen Wartens, schweiften gleichgültig in die Runde.

Drei Glockenschläge. Der Sigrift steckt die Kerzen am Hauptaltar und prüft die montierte Kolombina. Jetzt beleben sich die Geister; die Augen fladern. Ein Gedränge erhebt sich um die noch freien Plätze. Plötzlich dröhnt dumpf der übliche Mittagsschuß über die Stadt. Mit heller Stimme verkündet die Silberglocke vom Campanile die Mittagstunde. Priester erlehen am Altar das Zeichen des Himmels für eine gesegnete Ernte. Der Oberpriester entzündet die Rakete. Die Taube rauscht, fliegt und schießt unbehindert hinaus ins Freie. Draußen knallen die Raketen am heiligen Karren einer tausendköpfigen Zuschauermenge Zukunftsfreude in die Herzen: „Buona raccolta!“ fliegt's von Mund zu Munde. Und während die Bauern bei einem

Fiasko Landwein die wirklichen Ausichten auf die kommende Ernte besprechen, knien ihre Frauen dankerfüllten Herzens am Altar ihrer Schutzheiligen.

Mit meinem Konversationsbegleiter spazierte ich am Nachmittag am Lungarno. Die großen Gasthöfe waren geschlossen. Auch die vielen Pensionen hätten jetzt schlechte Zeiten, erzählte er. Vor dem Krieg hätte ich zu dieser Jahreszeit Mühe gehabt, ein passendes Unterkommen zu finden. Die Kunstjünger und Lustreisenden aus Europa und Amerika seien eben seit Kriegsausbruch ausgeblieben. Auch sei er jetzt sozusagen beschäftigungslos, denn in diesen unsicheren teuren Zeiten wolle niemand für das Studium fremder Sprachen Geld opfern. Auf dem Ponte Vecchio stunden die Goldschmiede gleichsam als Bestätigung seiner Aussagen verdrossen in den Türen ihrer Auslagebuden. Ein Kunsthändler, bei dem ich eine Florentiner-Erinnerung erhandelte, jammerte gar kläglich über flauen Geschäftsgang und ließ sich, gegen alle Ueberlieferung italienischer Händler, keinen Centesimi abmarkten. Nun wollten wir der Galleria antica e moderna einen zweiten Besuch abstatten, erhielten aber Bescheid, es seien jetzt alle Kunstgegenstände der modernen Abteilung weggenommen und in bombensicheren Gewölben verstaut worden. In andern Galerien werde man dasselbe tun; wenn wir sie noch zu sehen beabsichtigten, sollten wir in den nächsten Tagen hingehen. Seit den

Fliegerüberfällen auf Mailand und Ravenna müsse man solche Barbarentreife auch in Florenz erwarten.

Wir schlenderten ins Zentrum der Stadt zurück. In den Hauptstraßen wuchs der Verkehr zusehends. Heiser schrien die Zeitungsjungen nach Käufern für ihre Abendblätter. Alle erdenklichen Luxus- und Gebrauchsgegenstände, wie Spazierstöcke, Postpapier, Zündhölzer, Schokühündchen, Badwerk, Ansichtskarten, Vergößerungsgläser und Gummiringe für Regenschirme wurden von Edelfehern in Dur und Moll angepriesen. Nach und nach aber löste sich diese schreiende Disharmonie im Summen und Brausen des frisch pulsierenden Straßenlebens auf. Stumm, in ihr Schicksal ergeben, kauerte eine bleiche Blinde in einer Straßennische. Wir kauften ihr einige Schachteln Zündhölzer ab. Alle waren mit einer zwei Centesimi-Taxmarke verklebt und wurden für fünf Centesimi verkauft. „Wenn ich zehn Schachteln verhandeln kann, so verdiene ich einen Soldo,“ sagte sie matt, indem sie prüfend unsere Geldstücke befühlte. „Arme Frau! Dich drücken die bösen Kriegszeiten noch schwerer als mich,“ murmelte mein Begleiter.

Nach sechs Uhr tauchten immer mehr Uniformen im Straßenbild auf. Feldgrau und Farbige ergingen sich plaudernd, ließen sich dann in einem Kinematographentheater für zwei Soldi die trüben Erinnerungen an die graue Kaserne und an das Maulwurfsdasein im Schützengraben von einer „Kino-Königin“ weggaukeln und gestikulierten schließlich in den offenen Lokalen beim Weinglas, wohl das langsame Fortschreiten „ihres“ Krieges befruchtend. Ermüdet von unserem Bummeln, schwenkten wir bald auch in ein Kaffeehaus ab. An einem Tische schimpfte ein ärmlich gekleideter Arbeiter über die Lebensmittelteuerung. Halb belustigt ob seinen Ausfällen gegen die Regierung, gegen den Krieg, gegen die heutige Kultur überhaupt, halb teilnehmend hörten wir ihm zu. Mein Begleiter bestellte sich eine halbe Zigarre zu seinem starken Getränk und klagte mir über die drückenden indirekten Steuern der Stadt und des Staates. „Milch, Salz und Tabak seien für den armen Mann nahezu unerschwinglich. Was kosten denn hier die wichtigsten Lebensmittel, wie Fleisch, Reis, Mais, Brot und Milch?“ fragte ich über den Tisch. Da stützte der aufgeregte Arbeiter beide Ellbogen auf die Tischplatte und zählte mir an den Fingern her: „Rindfleisch 2 Lire 80 bis 3 Lire, Reis 52 Centesimi, Brot 50 Centesimi das Kilo. Wie soll da ein Arbeiter mit seinem Hungerlöhnlein noch eine Familie ehrlich durchbringen können!“ „Das begreife ich auch nicht; da haben Sie vollständig recht,“ entgegnete ich. „Wir Schweizer, die doch mit allen Nachbarn im Frieden leben, sind aber nicht besser dran. Die Verdienstgelegenheiten sind vielleicht besser, aber die Lebensmittelpreise sind die nämlichen; denn seit Kriegsbeginn sind sie um mindestens dreißig Prozent gestiegen. Dazu sind viele Produkte nur sehr schwer oder gar nicht erhältlich, während hier kein Mangel zu spüren ist.“ Der Wirt, der nun auch aufhörte, langte nach der Zeitung und wies auf einen Artikel des Handelsblattes. „Hier finden sich Ihre Auslagen bestätigt. Nach dieser Teuerungstatistik italienischer Städte steht Florenz nicht am schlechtesten. Seit Kriegsbeginn sind die Lebensmittel in Rom um neunzehn Prozent, in Florenz um dreißig Prozent und in Bologna um vierundfünfzig Prozent gestiegen. Florenz steht also in der Mitte zwischen der geringsten und höchsten Lebensmittelpreisung.“ Tiefer wollte ich mich allerdings nicht in Politik einlassen. Am folgenden Morgen wollte ich die Reise nach der Heimat unfehlbar antreten.

Meine Rückreise führte mich über Pisa-Genua-Mailand. Im Bahnhof Genua muhten sich die Reisenden mit Kerzen voranleuchten oder im Finstern nach dem Mailänderzug hinübertappen, und in Mailand waren alle Lichter mit blauem oder violetterm Glas oder Tuch und Papier von gleicher Farbe abgeblendet zum Schutz gegen nächtliche Fliegerüberfälle. Mit müden Augen suchten die Kraftfahr-

zeuge ihren Weg und gespensterhaft flogen die Tramwagen durch die düstern Straßen. In einer leisen Anwandlung von Traurigkeit und Italienüberdruß beschloß ich, baldigst abzureisen. Als ich um vier Uhr morgens von der Königin der Lombardei Abschied nahm, hatte sie noch den blau-violetten Lichtmantel um ihre Glieder geschlagen. Um mich am Egoistenwettlauf bei Ankunft des Zuges in Como nicht beteiligen zu müssen und doch mit Sicherheit nach Luzern Anschluß zu bekommen, fuhr ich zwei Stunden früher mit dem ersten Lokalzug dorthin. Gemütlich wollte ich dort meine Bücher, Ansichtskarten und Bilder austräumen, zur Prüfung vorlegen und nach der Paßkontrolle aus der bequemen Loge des Bahnhofwartsaales als Zuschauer dem Wetteurren der Schweizerreisenden beiwohnen. Daß der heilige Bureaukratismus auch im Ausland seine raffiniert eingerichteten Filialen halte und meine Pläne durchkreuzen könnte, hatte ich als unkundiger Auslandsreisender nicht bedacht. Ein scharfer Bergwind blies aus der Schweiz herunter, als ich dem Zug entstieg. Wollte er mir die Rückkehr in die Heimat verwehren? Ich trat in den Vorraum des Untersuchungs-bureaus und war eben im Begriff, dem anwesenden Beamten meine Habseligkeiten auszupacken, als er mir bedeutete, damit ruhig zuwarten. Ich teilte ihm nun den Zweck meiner vorzeitigen Ankunft mit, auf den Berg von Drucksachen hinweisend. „Sie sind viel zu früh. Wir untersuchen die Reisenden nach der Schweiz erst nach Ankunft des Schnellzuges,“ entgegnete er bestimmt. „Der kommt aber erst in zwei Stunden und hat nur eine halbe Stunde Aufenthalt!“ suchte ich einzulenken. Mit mürrischem Achselzucken schnitt er mir aber jede Diskussion ab. Wütend warf ich meine schuldlosen Effekten in den Koffer zurück und zankte mich im stillen auf gut berndeutsch mit dem Bureau-tranmen herum. Er wartete in gleichgültiger Ruhe die zwei langen Stunden, bis draußen die Signalglocke das Nahen des Schnellzuges ankündigte. Dann erhielt ich die Nummer eins. Also doch noch ein Hoffnungsstrahl! Das kleine graue Kärtchen bot mir die Garantie, daß ich den Anschluß nicht verfehlen werde. Da stürzte atemlos der erste Ankömmling, ein älterer, glattrasierter Herr mit noch kräftigem Gehwerk auf den Beamten zu. Verblüfft betrachtete er seine Nummer zwei, setzte seinen der Adlernase entglittener Lognonn wieder auf und suchte seinen Rivalen. Als er mich neben meinem inzwischen wieder aufgetürmten Bücherberg entdeckte, verschlug's ihm beinahe den Atem. Er schrie, indem er die inzwischen hinzugekommenen weiteren acht Nummern gegen mich aufhekte: „Wir verlieren ja alle unsern Anschluß. Das haben wir dem — (er schöpfte Atem) — Herrn da zu verdanken!“ Entschuldigend wies ich auf den Beamten, dem sie in Wirklichkeit ihr Mißgeschick zuzuschreiben hätten. Dieser seinerseits rächte sich an meiner Anschuld, indem er die Nummer eins zurückbehielt, sich den aufgeregten Herrn mit der Adlernase durch rasche Untersuchung vom Halbe schaffte und alle andern acht Nummern zur Behandlung weiterleitete. Nummer zehn, ein Schweizer aus Brasilien, kam eben aus dem Untersuchungs-zimmer, als der Zug fauchend aus der Halle fuhr. Wir begaben uns nun an das Bahnhofbüffet zum Morgenkaffee und machten unserm gemeinsamen Verrger in urchigem Schweizerdeutsch Luft. Nach abermals zwei Stunden durfte er die Freuden der Leibbesichtigung zum zweitenmal auskosten. Endlich kam auch für mich der langersehnte Augenblick. Jede Seite der unaufgeschnittenen Bücher, der harmlosen, unbeschriebenen Ansichtskarten wurde eingehend geprüft. Die Städteführer, die man auf jedem schweizerischen Verkehrsbureau beziehen kann, mußte ich zurücklassen. Auch das Uhrwerk und der Feueranzünder, Geldbeutel und Brieftasche wurden einer genauen Prüfung unterzogen. Den Rod mußte ich, wie einst Josef dem Weib des Botiphar, einer Untersuchungs-dame überlassen. Ein hagerer Neapolitaner, wohl seines Zeichens Schuhmacher, klopfte sachkundig meine Schuhe aus. Als nichts Verdächtiges zum Vorschein kam, umarmte er mich,

mir liebevoll von oben bis unten über Leib und Glieder streichend. Nach dieser freundlichen Behandlung wollte ich mich höflich verabschieden. Da wurde mir bedeutet, ich sei wohl wegen ungenügender Verdachtgründe aus der Untersuchung entlassen, müsse aber unter polizeilicher Bewachung die Ankunft des nächsten Schweizerzuges im Absonderungsraum erwarten. Dort fand ich auch meinen Leidensgenossen wieder in Obhut eines grimmigen Alpini. Reinere, tiefere Freude habe ich wohl selten empfunden als in dem Augenblick, da der Zug heimwärts dem Doppelfordon der italienischen Wächter enteilte.

Mein Eintritt ins Handwerk.

Von Peter Rosegger.

„Für einen Bauer ist er zu schwächlich, wird halt ein Pfarer oder ein Schneider werden müssen!“ Das war das Ergebnis der Beratung, die eines Abends über mich in der Stube des Waldbauern abgehalten wurde. Meine Mutter ging zu dem Geistlichen, Hilfe heischend, daß ich in die Studie (zum Studieren) kommen könnte. Der Herr Dechant sagte ihr aber: „Laß die Bäuerin das bleiben! Wenn der Bub' sonst keine Anzeichen für den Priester hat, als daß er schwach ist, so soll er was anderes werden.“ Nun, so ging denn meine Mutter vom Herrn Dechanten zum Schneidermeister; sie hätte einen Buben, der möcht' Schneider werden. — Was ihn auf diesen Gedanken brachte? — Weil er halt so schwächlich wäre. Stand der Meister auf und sprach: „Ich will der Waldbäuerin nur sagen, daß der richtige Schneider ein kerngesunder Mensch sein muß; einmal das viele Sitzen, nachher zur Feierabendzeit das weite Gehen über Berg und Tal und das ganze Zeug mit schleppen, wie der Soldat seine Rüstung; hernach die unterschiedliche Kost: bei einem Bauer mager, beim andern feist, in einem Hause lauter Mehlspeisen, im andern wieder alles von Fleisch, heut' nichts als Erdäpfel und Grünzeug, morgen wieder alles Suppen und Brei. Und red' ich erst von den unterschiedlichen Leuten, mit denen man sich abgeben muß! Da eine brummige Bäuerin, der kein ordentlicher Zwirn feil ist, dort ein Bauer, der mit seinen närrischen Spässen den Handwerker erheitern und satt machen will. All die Leut' soll der Schneider mit einem Maß messen. Und was die Hauptsache ist: Kopf muß einer haben! Was an einem krummen, buckeligen, einseitigen Menschenkinde verdorben ist, das soll der Schneider wieder gut machen. Der Schneider muß aber nicht allein den Körper seines Kunden, er muß auch, sozusagen, sein ganzes Wesen erfassen, um ihm ein Kleid zu geben, das paßt. Und ebenso muß er den Stoff kennen, von dem er den Anzug zu verfertigen hat. Manches Tuch dehnt sich, manches friecht zusammen; dieses hält Farbe, das andere schießt ab. Wer das vorher nicht weiß, der macht ein Unding zusammen. Kurz, der Kleidermacher muß Menschen- und Weltkenner sein. Na, werd' ihn mal anschauen; soll nächster Tage zum Alpelhofer kommen, dort wird er mich finden.“

So bin ich denn an einem hellen Morgen hingegangen. Lange stand ich auf dem Antrittsstein der Haustür und dachte: „Wie wird's sein, wenn ich wieder her austrete?“ Als ich in die Stube trat, saß der Meister am Tische und nähte. Ich blieb an der Tür stehen. Er zog die Nadel auf und nieder; nur die Wanduhr und mein Herz pochte. „Was willst du denn?“ fragte mich nach einer Weile der Meister. „Schneider werden möcht' ich halt gern,“ antwortete ich zagend. „So setz' dich her, nimm Nadel und Zwirn und nähe mir diesen Nermling zusammen.“ So tat ich — aber es ist leichter gesagt als getan. Da staken im Rißen an die dreißig Nadeln aller Größen, da lagen Zwirnfäden verschiedener Feine und Farbe. Und die beiden Teile des Nermlings, wie werden sie zusammengetan? Ich warf fragende Blicke auf den Meister; aber der tat nicht, als wisse er mehr als ich. So hub ich denn an, legte den

Lodenstoff aufs Knie und machte einen Stich. Der Faden schlüpfte durch, der erste Stich war mißlungen. Tief erglühend forschte ich der Ursache nach und kam endlich darauf, daß von mir vergessen worden war, an dem Faden einen Knoten zu machen. Ich schlang also mit großer Mühe ein Knötchen und nähte hierauf mit Erfolg, aber auch mit Hindernissen. Es verwand und verdrehte sich der Zwirn, es staute sich die Nadel am Finger, es verschob sich das Zeug und ließ sich mit jedem Zuge hoch in die Lüfte ziehen, es riß sogar der Faden.

Als ich ein paar Stunden so herumgenäht hatte, ohne daß mein Meister auch nur eine Silbe zu mir gesprochen hätte, und als ich endlich mit dem Nermling fertig zu sein wähnte und mit dem Auge fragte, was nun zu beginnen sei, antwortete er: „Setz trenne den Nermling wieder bis auf den letzten Stich und ziehe die Fäden sauber aus. Achtung geben mußt nur, daß du den Stoff nicht anschneidest.“ Als ich das mit Angst und Schmerz getan hatte und die Teile des Nermlings wieder so dalagen, wie sie mir der Meister in die Hand gegeben hatte, ließ er von seiner Arbeit ab und sprach zu mir folgendes: „Ich hab' nur sehen wollen, wie du die Sache angreiffst. Tußt nicht ungeschickt, aber den Loden muß man zwischen Knie und Tischrand einzwängen, sonst liegt er nicht still. Später, wenn du's einmal kannst, wird er wohl auch ohne Einzwängen still liegen, so wie bei mir da. Auf den Finger mußt du einen Fingerhut stecken, sonst kriegt deine Hand gerade so viel Löcher wie der Loden. Den Zwirn mußt mit Wachs glätten, sonst wird er fransig und reißt. Die Stiche mußt du so machen, daß einer über dem andern reitet, das heißt man Hinterstiche, sonst klappt die Naht. Die Teile mußt du so zusammennähen, daß du sie nicht wieder voneinander zu trennen brauchst, und gibt es doch einmal zu trennen, so mußt kein saures Gesicht dazu machen; empfindsam sein leidet unser Handwerk nicht. Jeder Ochsenknecht wird dich ausspotten und wird dich fragen, ob du das Bügeleisen bei dir hättest, daß dich der Wind nicht fortträgt, und wird, solange er deiner ansichtig wird, wie ein Ziegenbock meckern. Laß ihm die Freud und geh' still und sitzsam deiner Wege. Ein gekelter Mensch schämt sich nicht seines ehrlichen Handwerks, und ein dummer vermag es nicht zu lernen. Der Schneider studiert nie aus; jede Kundschaft hat einen andern Leib, jedes Jahr hat eine andere Mode; da heißt's nicht bloß zuschneiden und nähen, da heißt's auch denken, mein lieber Bub'; aus einem tüchtigen Schneider ist schon manch ein hoher Herr hervorgewachsen. Der große Feldherr Derfflinger ist ein Schneider gewesen. Deswegen, wenn du in dir wirklich die Neigung empfindest zu diesem Stande, so will ich dich lehren, was ich selber kann.“

Ich nickte dankend mit dem Kopfe. Beim Weggehen sagte der Alpelhofer zu mir: „Schneider werden? Wie ist dir denn das eingefallen? Alleweil in der finstern Stube sitzen; in den meisten Häusern lassen die Leut' nicht einmal Luft zu den Fenstern herein. Wenn du meinst, daß du für die Bauernarbeit zu schwach wärst, hättest du nicht können ein Almhalter werden oder so was, wo du auf freier Weid' gewesen wärest? Setz bist einmal Schneider, so bleib' dabei und schid' dich, und wenn dir das Kreuz weh tut vom vielen Sitzen, so denk' an den da oben, der will's haben, daß der Mensch mit Müß' und Fleiß sein Brot verdient. Nur alles schön mit Willen und Geduld, so wird's schon gut gehen. In meinem Hause hast heut' angefangen, so bin ich dir der Pate fürs Handwerk, und wenn du ein Anliegen hast oder eine Klage, so komm zu mir!“

In meiner Lehrzeit gab's wenig zu klagen; ich hätte mein Anliegen dem Alpelhofer auch nicht vorbringen können; denn der gute Mann ist schon fünf Wochen nach meinem Eintritt ins Handwerk gestorben.